

Bilder aus dem Volksleben : der Grosstöckli

Autor(en): **Sonnenfeld, Franz von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **3 (1941)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.
1821 — 1888

Der Grosstöckli.

In früheren Zeiten bildeten Land und Leute einzelner Dörfer ein geschlossenes Ganzes mit bestimmt ausgeprägtem Charakter. Nur in Zeiten des Krieges geschah es, dass die Leute ein wenig durcheinander geschüttelt und gerüttelt wurden; sonst blieb der Dorfbewohner fest an seiner Scholle und an seinen Gewohnheiten haften. Sein Interesse erstreckte sich auch nicht über die Gemarkung seines Feldes hinaus. Obschon Republikaner, hatte er so wenig nötig, über Wahlen, Verbesserungen, Gesetzgebung und Verwaltung nachzudenken, als ein monarchischer Untertan; das hatten die Herren und Obern für ihn übernommen. Wenn er nur die Kanzleigebühren, Handänderungen und Bodenzins richtig bezahlte und in der Ernte die zehnte Garbe auf den Altar des Vaterlandes legte, so hatte er alle seine Pflichten als Staatsbürger erfüllt und für seine Rechte war — gesorgt. Auch in religiösen Dingen dachte die Kirche für ihn, so dass er auch hier nur einfach zu gehorchen hatte. Vom Verkehr in heutigem Sinne, von einem Auswechseln der Interessen, von einem geordneten Postwesen, von Zeitungen und dergleichen wusste man so viel wie nichts. Verliess ein junger Mann das Dorf, was nur ausnahmsweise geschah, um ein Handwerk zu erlernen, so entfernte er sich gewöhnlich nie so weit, dass er nicht die Glocken seiner Heimat läuten hören und alle Sonntage einen bequemen Besuch bei seiner Mutter machen konnte. Auch dauerten die Lehr- und Wanderjahre selten lange, wie aus vielfachen Anekdoten hervorgeht, die noch in dem Munde der heutigen Generation leben. So nahm in meinem Heimatdorfe einst ein junger Schuhmacher, der in die Fremde gehen wollte, zu Ostern von seiner Mutter einen tränenreichen Abschied, tröstete aber zugleich sie und sich mit den Worten: «Im Chirset chum i wieder!» Der Mann wanderte bis nach Mumpf, wo er Arbeit fand; allein bevor die Kirschbäume recht verblüht hatten, war er schon wieder bei seiner Mutter zu Hause angekommen!

Dieses Kleben an der Scholle der Heimat, dieses abwehrende Verhalten gegen jeden fremden Einfluss war früher in jeder Lebensbeziehung bemerklich und dies war es, was jedem Dorfe seinen bestimmten Charakter verlieh und fortbildete. Von Geschlecht zu Geschlecht erbten sich Sitten und Gebräuche als unnantastbare Dogmen fort; in den Spielen der Jugend, bei den Festen der Erwachsenen, bei den Versammlungen der Gemeinde und bei dem Gottesdienst der Kirche hielt man zähe daran fest. Ja in jeder Gemeinde bildete sich ein eigener Dialekt, wovon man da und dort noch die deutlichsten Spuren verfolgen kann.

Mit einer gewissen Eifersucht suchte jedes Dorf seine Charaktereigentümlichkeit zu bewahren. Bei Landversteigerungen vorzüglich sah man darauf, dass kein Fremder d. h. niemand aus einem andern Dorfe, Acker oder

Matten kaufe. Fand sich am Abend einer Versteigerung dennoch ein solcher ein, so wurde er geneckt, gerupft, gestossen und zu guter Letzt gewöhnlich noch vaterländisch durchgeprügelt. Verschanzte er sich in der Voraussicht der bevorstehenden Gefahr hinter den Tisch neben den obrigkeitlichen Schreiber und unter den Schutz des bewaffneten Landjägers, so suchte man ihm im Dunkel und Gedränge des Abends dadurch beizukommen, dass ein ehrsamer Bürger sich mit einem Strick unvermerkt unter den Tisch begab, das eine oder andere Bein des Fremden in der Schleife auffing, sodann das andere Ende des Strickes seinen löblichen Mitbürgern einhändigte, die nun mit lautem Halloh, trotz des obrigkeitlichen Schreibers und des bewaffneten Landjägers, den Unberufenen unter den Tisch und zum Versteigerungslokal hinauszogen, um ihm dann auf der Gasse noch etwelche Ohrfeigen zum teuern Angedenken mit auf die Heimreise zu geben. Bei solcher patriotischen Expedition, mochte sie nun welchen Ausgang haben, als sie immer wollte, konnte man selten der hervorragenden und verdienstvollen Werkzeuge des Geistes der Gemeinde habhaft werden, indem immer beim Beginn des Tumultes schnell die Lichter gelöscht wurden und dem Untersuchungsrichter dann nichts Anders übrig blieb, als im Finstern zu tapfen.

Aber noch viel eifersüchtiger als über das durch keinen Fremden geschmälerete Acker- und Mattland der Gemeinde wachte man darüber, dass kein fremder Vogel in ein einheimisches Nest geflogen kam oder dass gar eine Schöne des Dorfes den Lockungen eines solchen in eine neue Heimat folgte. Gesah es aber dennoch, dann war keine Mühe zu gross, kein toller Streich zu kühn, um ihr nicht gründlich Schmach und Spott anzutun. Die Fenster ihres Hauses einschmeissen, war eine ganz gewöhnliche Demonstration; ihren Garten verwüsten und ihr Haus verunreinigen, war zwar nicht geschmackvoll, kam aber oft vor; gefährlicher schon war, dass man, wie hie und da geschah, heimtückisch vom Hochzeitwagen die Lohnen auszog oder die Pferde scheu zu machen suchte. Als humoristischer dagegen konnte es gelten, wenn die eifersüchtigen Jünglinge des Dorfes das Haus der untreuen Schönen in der Nacht vor dem Hochzeitstag mit strohenen Emblemen aller Art schmückten, wie es einst in einem Dorfe unweit Basel geschehen ist.

Es war im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als dort die einzige Tochter eines wohlhabenden Bauern Herz und Hand und eine schöne Mitgift ihrem Anbeter aus einem Nachbardorfe zur Hege und Pflege anvertraut hatte und sich selber ihm antrauen zu lassen im Begriffe stand. Das setzte unter der hoffenden männlichen Jugend ihrer Heimat zuerst viel Gram und Herzeleid und Kummer und Betrübnis; dann zersetzten sich diese vorwaltend elegischen Gefühle in einen bitteren Niederschlag, der zuletzt in einen gemeinsamen Entschluss der Rache aufbraute. Die sämtlichen in den privaten Hoffnungen ihrer Herzen nicht minder als in dem allgemeinen Interesse ihrer Gemeinde getäuschten Jünglinge versammelten sich in stiller Nacht, wie die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, um zu beraten, wie sie sich an der untreuen Schönen rächen könnten. Gewandt, stark und kühn, wie sie waren, machten sie im Geheimen aus, ihr Haus in der Nacht vor dem Hochzeitstage mit einem Schmuck zu versehen, der jedenfalls auf eklatante Weise

die Aufmerksamkeit der Hochzeitsgäste und des ganzen Dorfes auf sich ziehen und keinenfalls so mir nichts dir nichts, nur so zum Frühstück, wieder entfernt werden könnte.

Es war im Sommer; die verabredete Nacht senkte spät ihre Schatten auf die Erde nieder. In dem Hause der Braut ging es lebhaft und lustig zu; die zinnerne Weinkanne wanderte einmal um das andere in den Keller; der fette Schweinsbraten, der auf dem eichenen Tische dampfte, hatte einen aussergewöhnlichen Durst verursacht, den die Gäste mit unaufhörlichem gegenseitigen Gesundheitstrinken, mit unaufhörlichem Anstossen der Gläser, die man zierlicherweise mit Daumen und Mittelfinger nur zu unterst am Boden hielt, zu löschen suchten; durch den Zusammenklang dieser Gläser wollte man neckend erproben, wer noch ledig sei und wer nicht.

Bald nahm man ein Geläuf um das Haus herum wahr und hörte verhaltene Stimmen junger Männer. Man öffnet vorsichtig das Fenster, und siehe da — das ganze Haus war von einer Schaar kräftiger Jünglinge umstellt, die den Inwohnern bedeuteten, nur ganz ruhig fortzuessen und fortzutrinken, es solle ihnen kein Leid geschehen; sobald sie sich aber weiter um sie bekümmern würden, dann gebe es Spektakel. «Also ruhig im Glied, wenn wir Euch gut zum Rat sind», schlossen drohend die Jünglinge.

Die geängstete Braut und ihre Gesellschaft mussten sich nun in ihr Schicksal ergeben; ein Abkommen war nicht zu treffen und mit Drohung des Verklagens oder Anwendung von Gewalt hätte man das Uebel nur noch ärger gemacht. Man hielt sich daher auf irgend einen losen Streich gefasst, ohne dass man wagte, sich weiter um die Veranstaltungen dazu oder die Ausführung desselben zu bekümmern.

Das Dach des bräutlichen Hauses, dem die Racheschar, wie sie sagte, auch einen passenden Brautkranz aufsetzen wollte, fiel gegen Süden hin beinahe bis auf den Boden eines Grasparkens und schirmte auf dieser Seite einen Holz- und Wagenschuppen. Während ein Teil der Mannschaft eine Reihe Ziegel weghob, um eine Stiege bis zur First hinauf zu gewinnen, war der andere Teil damit beschäftigt, im Schuppen einen aufgemachten Leiterwagen in alle seine Teile auseinanderzulegen und dieselben massenhaft mit Stroh zu umwinden. Nicht ohne grosse Mühe und mit vieler Vorsicht und Sorgfalt wurden dann die mit der Farbe des gelben Abschiedes umkleideten Achsen und Räder, Deichsel und Langwied, Rungen und Leusen, Jöchlin und Leitern zu oberst auf das Dach hinauf geschleppt und dort ohne allen Unfall der Wagen wieder zusammengesetzt, so dass er, statt unten im Holzschuppen, nun rittlings als furchtbares Ungetüm über dem hohlen Ziegel des grossen Bauernhauses stand!

Es war ein mühsamer, tollkühner Streich, einen strohbekränzten Leiterwagen zu oberst auf ein Bauernhaus zu stellen. Allein die Sache machte Effekt und am Morgen früh schon begaffte die ganze Gemeinde das seltsam geschmückte Haus der Braut. Und als nun gar der Bräutigam in der rosenfarbigsten Laune mit seinen Verwandten und Freunden angefahren kam, die Braut zur Trauung abzuholen, so wollte er fast vergehen vor Zorn, als er diese

Schmach auf ihrem Hause erblickte, während ihrerseits die Musikanten vor demselben vor lauter Lachen fast kein richtiges Stück blasen konnten. An den anzüglichsten Redensarten, die sich die Leute im Dorfe zuriefen, an den unzarresten Spässen, worin sie sich ergingen, fehlte es natürlich auch nicht, so dass die arme Braut froh war, das Kränzchen ihrer Unschuld recht bald verbrennen und ihrem Gatten in die neue Heimat folgen zu dürfen.

Der Unmut über die seiner Gattin angetane Kränkung versetzte dem jungen Ehemann selbst die Honigwochen mit einem etwas bitteren Beigeschmacke und liess ihm keine Ruhe, bis es ihm gelungen war, das Sittengericht zum Einschreiten gegen die losen Bösewichte zu bewegen. Es war unschwer, die Namen derselben ausfindig zu machen. Sie wurden sämtlich, wie in der damaligen Zeit üblich, mit Kirchenstrafen belegt, und zwar mussten sie den ganzen Sommer hindurch nach Verfluss des nachmittägigen Gottesdienstes noch zwei Stunden in der Kirche zubringen. Eine harte Strafe für junge Bauernburschen, die so zu sagen die ganze Woche ihrer Freiheit beraubt sind und nur an Sonntagnachmittagen sich ihres Lebens freuen können! Für denjenigen aber, den man für den Rädelsführer der erzählten ländlich-sittlichen Hochzeitsdemonstration, für den intellektuellen Urheber und tätigsten Beförderer derselben hielt, wurde die Strafe noch dahin verschärft, dass er alle Sonntage während des Gottesdienstes unter der Ampel knien musste — nach den damaligen Begriffen eine in der Tat entehrende Kirchenstrafe.

Dieser Rädelsführer nun war ein kräftiger, hochgewachsener Jüngling, voll Lust und Lebensmut, mit offenen Augen und offenem Kopf. Das Urteil des Sittengerichts wurde den jungen Uebeltätern in der Kirche von der Kanzel vorgelesen. Urs — so heisst unser Held — sah dabei dem Pfarrer erschrocken ins Antlitz; als dieser ihm aber noch sein spezielles Urteil eröffnete, als er ihn vor der versammelten Gemeinde barsch anwies, sogleich unter die Ampel zu knien; da war der Urs auf einmal wie umgewandelt; er fing an zu zittern, er wusste nicht, wie ihm geschah, er wankte willenlos in den Chor, fiel unter der Ampel auf die Knie ohne mehr aufzublicken — die Schande der ganzen Gemeinde. Was in dem Herzen des armen Jungen vorging — wer mag es wissen? Als der Gottesdienst vollendet war, als die Kirche sich geleert hatte und die Leute teils schadenfroh, teils splitterrichtend vor derselben wartend sich zusammengescharrt hatten, um den Sünder herauskommen zu sehen: da erhob sich allerdings auch unser Urs von den Knien; aber er ging nicht die vordere Kirchtüre hinaus, auf welche die Leute ihre Augen gerichtet hatten, sondern still schlich er durch die hintere Kirchtüre, der Kirchenmauer entlang, sprang in einen Graspark, von hier auf die Wiesen, glücklich, keinem Menschen begegnet zu sein; schämte er sich ja selbst vor dem blauen Himmel und der hellen Sonne, geschweige denn nicht vor den Menschen! Dem Erlenbach entlang eilte er fort, fort durch hochwallendes Kornfeld, immer fort, immer weiter . . . *Fortsetzung folgt.*